Charles Linsmayer:

«Blutgeld vom ersten bis zum letzten Rappen . . .»

Die unglaubliche Geschichte, wie es Emil G. Bührle zwischen 1941 und 1956 fast gelungen wäre, seine Millionengewinne aus der Belieferung von Hitlers Wehrmacht kulturell reinzuwaschen.[*1]

Literaturprofessor in Basel, Bern oder Zürich wollte er werden, der Nietzsche-Verehrer Emil Georg Bührle, geboren am 31.August 1890 in Pforzheim, als er 1909-1914 in München und Freiburg Literatur und Kunst studierte. 1924, nachdem «die dünne Haut des Ästheten die für dieses harte Dasein notwendige Gerbung erfahren hatte»[*2] und seine Interessen entsprechend handfester geworden waren, siedelte der 34jährige tatsächlich «in dieses von Krieg und Inflation verschont gebliebene gelobte Land»[*3] über. Der Prokurist der Magdeburger Werkzeugmaschinenfabrik und Schwiegersohn von dessen Hauptaktionär, des Bankiers Schalk, kam nach Zürich, um die von seinem Unternehmen eben aufgekaufte Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon auf Vordermann zu trimmen. Mit geradezu spektakulärem Erfolg, wie wir inzwischen wissen, setzte der Kavallerieoffizier a. D. der an der Sache massgeblich interessierten, von den Versailler Verträgen spürbar zurückgebundenen deutschen Reichswehr doch von Anfang an auf die Waffenfabrikation, die er dem Unternehmen als «Spezialabteilung» angliederte und die dank den legendären, in 35 Länder exportierten Oerlikon-Flabkanonen schon bald zu einer wahren Goldgrube wurde.

Märchenhafter Erfolg

1929 bereits war Bührle Mehrheitsaktionär, 1936 alleiniger Besitzer der Firma. Und mitten im Zweiten Weltkrieg, als er praktisch ausschliesslich für die deutsche Wehrmacht produzierte – 1940, 1941 und 1942 z. B. in der Höhe von jeweils über 200 Millionen – und sein Privatvermögen sich von 24 Millionen im Jahre 1940 auf 127 Millionen im Jahre 1944 vermehrte, damals gelang es Bührle auch problemlos, sämtliche Investoren auszuzahlen und alleiniger Kapitaleigner zu werden.
Auch jenen Traum, den der Kunststudent 1913 in der Deutschen Nationalgalerie in Berlin geträumt hatte – «dass ich mir einmal, sofern ich es vermöchte, solche Manet-, Monet-, Renoir-, Degas- und Cézanne-Bilder an die Wand hängen wollte»[*4] –, konnte Hitlers erfolgreichster Waffenfabrikant sich inzwischen erfüllen. Jedenfalls hingen bei seinem Tod im Jahre 1956 an den Wänden seiner Zürcher Villa und in einem speziellen Sammlungsgebäude u. a. 12 Renoirs, 19 Cézannes, 14 Degas, 7 Gaugins, 14 Van Goghs, 15 Manets, 12 Monets und 10 Toulouse-Lautrecs im Versicherungswert von Hunderten von Millionen.

Reich, aber ungeliebt

Was dem Einwanderer aus Deutschland, wenn überhaupt, zu seinem Glück noch fehlte, waren also weder irdische Güter noch Kunstgenüsse, das war einzig die ungetrübte Liebe und Wertschätzung seiner Schweizer Mitlandsleute. Zürcher Bürger hatte er zwar 1937 problemlos werden können, aber so richtig integriert war er trotz Erfolg und sagenhaftem Reichtum in der besseren Zürcher Gesellschaft nicht. Und mitten im Krieg, als die Bäume des Erfolgs in den Himmel zu wachsen schienen, tauchten unversehens

Gefahren auf, die am Ende all das Erreichte wieder in Frage stellen konnten. 1940 und 1943 bombardierten alliierte Flugzeuge «versehentlich» den Stadtteil Oerlikon, und bald schon wurde bekannt, dass die Firma Bührle und all ihre Zweigunternehmen – die «Contraves» oder das Zürcher Hotel Storchen z. B. – fester Bestandteil jener amerikanischen und englischen schwarzen Listen waren, die zum Boykott von Lieferanten der deutschen Kriegsmaschinerie aufriefen. Was aber würde geschehen, wenn Deutschland den Krieg verlieren sollte? Würden die Sieger den cleveren Fabrikanten, der im Schutze der Schweizer Neutralität Millionen an jenen Kanonen und Geschossen verdiente, mit denen ihre Flugzeuge vom Himmel geholt wurden, dann nicht mit aller Härte zur Rechenschaft ziehen? Dass sich das Problem durch den Kalten Krieg wie von selbst lösen und der erklärte Kommunistenfeind Bührle am Ende als NATO-Lieferant fein raus sein würde, konnte 1942 ja noch niemand ahnen. Nein, aus der Optik der Kriegsjahre half nur eins: Der Erlös aus dem Waffengeschäft musste, zu einem symbolischen Teil wenigstens, durch edle und mäzenatische Verwendungszwecke vom Odium des Blutgeldes gereinigt werden. So dass der Oerlikoner Kanonenkönig das Image eines Wohltäters und einer Stütze der Gesellschaft bekäme, den Status eines Ehrenmanns, vor den sich Volk und Staat der Eidgenossen in der Stunde der Not bedingungslos stellen würden. All dies aus strategischen und rein opportunistischen Gründen, denn etwas moralisch Verwerfliches wollte Bührle in dem lukrativen Deal mit Hitlers Wehrmacht keineswegs erkennen. So antwortete er am 18.November 1942 auf die Frage des Zürcher Korrespondenten der «Gazette de Lausanne», ob die Tatsache, dass er Waffen und Munition herstelle, ihn je in einen Gewissenskonflikt gestürzt habe, mit «Nicht im geringsten. Man muss die Menschen nehmen, wie sie sind. Seitdem es Menschen gibt, haben sie aufeinander losgeschlagen. Heute sind sie in dieser Kunst bloss erfinderischer geworden. Übrigens gibt es kein Land, dem ich nicht schon Waffen und Munition lieferte, schon viele Jahre vor diesem Krieg.»*[5]
Wer aber war bereit, die Oerlikoner Silberlinge gegen das Risiko einzutauschen, als Helfershelfer eines Nazi-Kollaborateurs kompromittiert zu sein? Der Deal Blutgeld gegen Mäzenatenehre funktionierte zunächst nur hinter den verschlossenen Türen von Verwaltungs- und Stiftungsräten. Und öffentlich bekannten sich am Anfang nur ein paar eher zwielichtige Gestalten zu der Sache. Dann aber machten immer mehr Ehrbare und Hochangesehene mit, und am Ende waren es die Stimmbürger einer ganzen Stadt, die dem Mann, der Hitler mitten im Krieg für 600 Millionen Waffen verkauft hatte, für gerade ein Prozent dieser Summe Absolution erteilten.

1941: Kunst und Theater

Eine erste «gute Tat» lancierte Emil Bührle, seit einiger Zeit Mitglied der Zürcher Kunstgesellschaft, als er am 15. Juni 1941 Kunsthausdirektor Wartmann gegenüber sein Interesse bekundete, für den seit längerem erwogenen Erweiterungsbau des Zürcher Kunsthauses finanziell etwas zu tun. Sogleich wurde eine Kommission gebildet, der neben Bührle und Wartmann der sozialdemokratische Stadtpräsident Emil Klöti, der Bankier Adolf Jöhr und Franz Meyer, Präsident der Zürcher Kunstgesellschaft, angehörten und an deren ersten Sitzung Bührle zwei Millionen in Aussicht stellte, die er auch sogleich in den entsprechenden Baufonds überwies.
Mit einer zweiten «guten Tat», die den Betrieb des Schauspielhauses Zürich auf Jahre hinaus finanziell absichern soll, macht Bührle 1942 erstmals von sich reden. Laut Ute Kröger/Peter Exinger, die der Sache 1998 in ihrem Buch über das Schauspielhaus Zürich akribisch nachgegangen sind, wollte Bührle dem Schauspielhaus damals 4 Millionen Franken zur Verfügung stellen, was vierzig Jahresmieten für das Haus am Pfauen oder

den Umsatz von etwas mehr als vier Spielzeiten ausgemacht hätte.*[6] Wie die beiden Autoren anhand schlüssiger Belege dokumentieren, kann allerdings nicht die Rede davon sein, dass das linke Schauspielhaus oder die Gesamtheit seiner aus Deutschland exilierten Schauspielerinnen und Schauspieler das Ansinnen des Waffenfabrikanten entrüstet von sich gewiesen hätten. Die Reaktion gleicht im Gegenteil derjenigen der Zürcher Kunstgesellschaft bzw. der verantwortlichen Zürcher Politiker im Falle des Kunsthausneubaus aufs Haar: man hätte das Geld ohne jegliche moralische Skrupel angenommen, wenn sich denn das Projekt auf irgend eine Weise praktisch hätte umsetzen lassen.
Als Bührle vorschlägt, das Schauspielhaus in eine Mehrzweckanlage aus Dancing, Geschäften und Restaurant im Metropol-Komplex beim Stadthaus zu verlegen, gehen sowohl der sozialdemokratische Stadtpräsident Klöti als auch der Buchhändler und Verleger Emil Oprecht, Verwaltungsratspräsident der Neuen Schauspielhaus AG, auf das Projekt ein, und auch Schauspielhausdirektor Oskar Wälterlin bedankt sich in einem Brief an Bührle für das «grosszügige Projekt»*[7], von dem das Theater sich erhofft, endlich aus den Schwierigkeiten und Querelen mit dem im amerikanischen Exil lebenden Ferdinand Rieser, herauszukommen, dem nach wie vor ein ansehnlicher Teil des Gebäudekomplexes am Pfauen gehört. Als Stadtpräsident Klöti von Ernst Nobs abgelöst wird und dieser einen Neubau am Pfauen dem Metropol-Projekt vorzieht, gelangt Emil Oprecht im Januar 1944 mit der Bitte an Bührle, «die Liegenschaft Pfauen zu kaufen»*[8], stösst aber bei dem Fabrikanten, der sich inzwischen mit den Plänen für eine Kulturstiftung beschäftigt, auf keinerlei Gegenliebe mehr. Mit einem aufschlussreichen Zitat aus dem Nachrichtendienst der Kantonspolizei Zürich konnten Kröger/Exinger allerdings nachweisen, wie stark die in Aussicht gestellte finanzielle Absicherung durch Emil Georg Bührle sich bereits auch auf den Spielbetrieb des Theaters ausgewirkt hatte. «Obschon die Leitung antinazisch eingestellt ist», heisst es in dem Dokument vom 17.März 1944, «getraut man sich nicht, gewisse Theaterstücke aufzuführen. Es macht sich der Einfluss des Herrn Bührle, der unter gewissen Voraussetzungen von der Investierung grosser Beträge gesprochen hat, geltend. Schauspieler wie Langhoff, der die ‚Moorsoldaten' schrieb, werden bei der Rollenverteilung weniger berücksichtigt als früher. Es wird behauptet, dass die Leitung des Schauspielhauses bereits weitgehend Rücksicht auf eine eventuell kommende Änderung nehme.»*[9]

Luzerner Festwochen und Schriftsteller-Verein

Inzwischen hatte sich der spendefreudige Fabrikant auch der Schweizer Musikszene zugewandt und bei den Internationalen Musikfestwochen Luzern IMF, die sich eben damals dazu durchrangen, das Scala-Orchester aus dem faschistischen Italien an den Vierwaldstättersee einzuladen, dankbare Nutzniesser seiner Grosszügigkeit gefunden. Unter Inaussichtstellung von zwei Millionen Stiftungsgeld und einem Scheck von 100 000 Franken für die Deckung des Defizits der Festspiele 1942 wurde Bührle am 2. Juli 1942 ins IMF-Komitee aufgenommen, dem er dann, Jahr für Jahr für die Defizite zuständig, bis zu seinem Tode angehören sollte.
Später in jenem Jahr 1942 nahm Bührle dann eine Organisation ins Visier, die seit Jahren nichts unterlassen hatte, was dem Zürcher Schauspielhaus hätte schaden können, und die zumindest unter dem Präsidenten Felix Moeschlin und dem Sekretär Karl Naef eine ausgesprochen deutschfreundliche und emigrantenfeindliche Politik verfolgt hatte: den Schweizerischen Schriftsteller-Verein SSV. Nachfolger Moeschlins war inzwischen der Genfer Literat Henri de Ziegler geworden, Sekretär der ehemalige Führer des

rechtslastigen «Vaterländischen Verbands», Dr. Armin Egli. Den letzteren zitierte Emil Bührle am 20. August 1942 in sein Büro und vereinbarte mit ihm die Gründung eines «Emil Bührle-Fonds des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins», dessen Modalitäten Egli dem Donator in einem Schreiben vom 21. August namens des SSV bestätigte. *[10] Danach sollten aus den 20 000 Franken, die Bührle dem SSV postwendend überweisen würde – eine Summe die er auf entsprechendes Gesuch hin jeweils weiter zu ergänzen gedachte –, «würdige Schriftsteller – Mitglieder und Nichtmitglieder des Vereins – in der Weise unterstützt werden, dass sowohl Werke subventioniert oder beliehen werden können oder aber dass in dringenden Fällen Immediathilfe geleistet werden kann». Beträge unter 100 Franken konnte der SSV-Sekretär in eigener Regie vergeben, für grössere Summen sollte eine Kommission tätig werden, deren Entscheide Bührle zur «Ratifikation» vorgelegt werden mussten. Der Donator hatte auch gleich schon zwei erste Vergabungen in eigener Kompetenz zugesprochen: 3000 Franken an einen der geistigen Ideenträger des schweizerischen Frontismus, den ehemaligen SSV-Sekretär Julius Schmidhauser, und 1200 Franken an den Verfasser des Dramas «Heil Tell!», den ultranationalen Zürcher Schriftsteller Walter Marti.

Die Kommission wird komplettiert

Nach Eintreffen von Eglis Bestätigung, am 26. August 1942, teilte Bührle dem SSV mit, dass der Vergabungskommission des Fonds neben Egli selbst der Tessiner ETH-Literaturprofessor Giuseppe Zoppi und Dr. Max Gertsch, letzterer als Präsident, angehören sollten. Wobei die Bedeutung dieser Zusammensetzung nur verstehen kann, wer weiss, dass dieser Max Gertsch, ein erfolgloser Dramatiker und eingeschworener Feind des Zürcher Schauspielhauses und von allem, was mit Exilliteratur oder Judentum zu tun hatte, eben damals daran war, mit dem von ihm gegründeten rechtslastigen Zürcher Schriftstellerverein und in Kooperation mit dem ebenfalls neu gegründeten Berner Schriftstellerverein den SSV – bzw. dessen nationales Monopol und dessen rigorose Aufnahmepraxis – zu Fall zu bringen.
Am 28. August 1942 schien es, als sei Bührles Rechnung diesmal aufgegangen und sei er Seite an Seite mit deren Berufsorganisation zum offiziellen Sponsor der Schweizer Schriftsteller aufgerückt. An diesem Tag nämlich verdankte der SSV mit den Unterschriften von Präsident und Sekretär offiziell die Donation, deren erste 20 000 Franken tags zuvor auf dem Konto des SSV eingegangen waren.

«Schadensbegrenzung»

Am 10. September 1942 aber wurde die Sache bereits wieder in Frage gestellt. Alarmiert durch einen Brief von Felix Moeschlin, befasste sich an jenem Tag im Zürcher Zunfthaus zur Waag der SSV-Vorstand mit der Angelegenheit und konstatierte, dass Egli die Abmachungen mit Bührle unter Überschreitung seiner Kompetenzen getroffen und Präsident de Ziegler unterschrieben hatte, ohne sich über die näheren Umstände informiert zu haben. Die Sache sei in dieser Form sofort rückgängig zu machen.
Was dem SSV-Vorstand nicht passte, war nun allerdings weit weniger die Herkunft des Geldes, als vielmehr der Ratifikationsvorbehalt und die Tatsache, dass der Fonds Bührles Namen tragen sollte. Vizepräsident Hermann Weilenmann wurde daher zu Bührle delegiert, um diesem gegenüber den Standpunkt des SSV zu begründen. «Herr Dr. Weilenmann wird ausdrücklich ermächtigt, eine vorbehaltlose Schenkung des Geldes an den SSV entgegenzunehmen», heisst es im Protokoll. «Im übrigen sei die Ablehnung der Schenkung unter dieser Form damit zu begründen, dass wir aus Präjudizgründen

eine bedingte Schenkung nicht annehmen können und dass es der Tradition des SSV widerspreche, einen Fonds errichten zu lassen, der den Namen eines Donators trage. Es könnten sonst auch andere Industrielle kommen und in gleicher Weise Fonds errichten.» Dennoch: Hinter verschlossenen Türen war die Herkunft des Geldes durchaus diskutiert worden, und es ist nicht uninteressant, was für Voten dazu im Protokoll vorzufinden sind.

«Pecunia non olet»

Einzig der Literaturhistoriker Charly Clerc war der Meinung, dass «die Zuweisung aus grundsätzlichen Erwägungen hinsichtlich der Herkunft der Mittel (Kriegsgewinn aus Waffenfabrikation) unter Verdankung des guten Willens in höflicher Form abgelehnt werden sollte». Der Lyriker Paul Adolf Brenner war der Ansicht, dass man die Schenkung, «wenn sie vorbehaltlos geschehe», durchaus annehmen könne, obwohl Emil Bührle «innerhalb des Stützpunktsystems der deutschen kulturellen Infiltration in der Schweiz» eine wichtige Rolle zukomme. Cécile Lauber wiederum erklärte, «dass man das Geld Bührles quasi als Sühne betrachten könne für den Charakter seiner Herkunft», während der welsche Romancier Jacques-Edouard Chable laut Protokoll der Auffassung war, dass «das Geld an sich keine irgendwie geartete Färbung» aufweise: «Pecunia non olet. Wir müssen bedenken, dass 80% der schweizerischen Schwerindustrie für Deutschland arbeiten. Das Geld in der Industrie bei Bührle ist von Schweizer Arbeitern verdient. Zudem liefert Herr Bührle auch an die Schweizer Armee.»*[11]

Formal von SSV unabhängig

Als Weilenmann Bührle Ende 1942 vom SSV-Vorstandsbeschluss Mitteilung machte, erklärte dieser sich bereit, den Fonds in «Emil Bührle-Fonds für das Schweizerische Schrifttum» umzutaufen und auf eigene Rechnung zu führen, wünschte aber die Verteilung der Gelder von den SSV-Insidern Max Gertsch, Armin Egli, Giuseppe Zoppi und Jacques-Edouard Chable vornehmen zu lassen.
Obwohl Henri de Ziegler die Sache in seinem Jahresbericht nach Rücksprache mit den Beteiligten so weit wie möglich herunterspielte, kam es an der SSV-GV vom 27./28.März 1943 im Basler Bürgerratssaal zu einer erregten Debatte über den Bührle-Fonds. Wobei sich das Thema in schwer durchschaubarer Weise mit den Vorgängen um den SSV-Sekretär Armin Egli verquickte, der vom Vorstand inzwischen wegen eigenmächtiger Geschäftsführung und Unterschlagung in mehreren Fällen (u. a. bei der Auflösung des «Leszirkels Hottingen») fristlos entlassen und ab 13. März 1943 vorerst provisorisch durch Dr. Franz Beidler ersetzt worden war.

Die Blutgeld-Debatte von 1943

Max Gertsch, Willy Stockar und andere Exponenten des Zürcher Schriftsteller-Vereins behaupteten in der Basler Debatte, dass dem sozial eingestellten Dr. Egli, dem Vater von acht Kindern, durch die fristlose Entlassung Unrecht geschehen sei und dass der von Egli akquirierte Bührle-Fonds auf keinen Fall ausgeschlagen werden dürfe. «Schliesslich», so Gertsch, «stinkt alles Geld und muss man angesichts der verzweifelten Lage sehr vieler Schriftsteller das Geld annehmen, woher immer es kommt.»*[12] Nach einer scharfen Diskussion – «Wenig hätte gefehlt, so wäre der ganze Vorstand . . . dem Sturm zum Opfer gefallen»*[13] – obsiegte dann mehrheitlich doch die Meinung Hermann Weilenmanns,

nach welcher das Geld dem «Schweizer Schrifttum» zwar willkommen sei, der Donator die Stiftung aber ausserhalb des SSV errichten müsse.
«Es blieb ein fahler Geschmack zurück nach jener Debatte», erinnert sich Ursula von Wiese, die 1943 in Basel dabei war. «Hinter der Charakterfestigkeit, mit der gegen das Blutgeld Stellung bezogen wurde, schimmerten Neid und Opportunismus durch. Die, die dagegen redeten, hatten keine Chance, an das Geld heranzukommen, hätten es aber mit Handkuss genommen.»*[14]
Am 13. Dezember 1943 liess der Donator die «Emil Bührle-Stiftung für das Schweizerische Schrifttum» ins Zürcher Handelsregister eintragen: «Die Stiftung bezweckt die Förderung des einheimischen belletristischen und wissenschaftlichen Schrifttums im Gebiete der schweizerischen Eidgenossenschaft durch Unterstützung bedeutender schweizerischer Schriftsteller oder durch Drucklegung bedeutender schweizerischer Werke.» Unter dem Präsidium von Max Gertsch und unter fachlicher Mitwirkung von Emil Staiger, der den untragbar gewordenen Armin Egli ersetzt hatte, zahlte die (erst am 1.Februar 1993 aus dem Zürcher Handelsregister gelöschte) Stiftung bis 1952 insgesamt 102 600 Franken an 35 verschiedene Schweizer Autoren aus, darunter Paul Ilg, C. F. Landry, Charles d'Eternod, der SSV-Sekretär Franz Beidler (für dessen Buch über seine Grossmutter Cosima Wagner-Liszt), Maurice Zermatten, Albert Talhoff und den Basler Faschisten Dr. Paul Schmitz alias Dominik Müller.

1944: «Goethe-Stiftung»

Als Literaturfreund Emil Bührle sich im Dezember 1944 – die deutsche Niederlage zeichnete sich immer deutlicher ab – daran machte, das Fiasko der ersten mit einer zweiten, sehr viel ambitionierteren Stiftung wettzumachen, liess er den SSV von Anfang an links liegen und stützte sich ganz auf seine Freunde aus dem Sektor Kunst und Politik. So gehörten dem Stiftungsrat der «Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft», die er am 23. Dezember 1944 beurkunden liess und die bei einem Stiftungskapital von zwei Millionen Franken «der Unterstützung sowohl der Kunstschaffenden als der Kunstgeniessenden» in den Bereichen Wissenschaft, Theater, Dichtkunst und Musik dienen sollte, laut Handelsregistereintrag vom 11.Januar 1945 neben Bührle selbst, seiner Frau Charlotte Bührle, geborene Schalk, und seinem Rechtskonsulenten Hans Mötteli der ehemalige sozialdemokratische Zürcher Stadtpräsident Emil Klöti und Nationalrat Theodor Gut, Präsident der FDP des Kantons Zürich, an. Domizil der Stiftung war nun nicht mehr das Büro irgend einer unzuverlässigen Organisation, sondern von Anfang an: «Birchstrasse 155 in Zürich 11, bei der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co».
So raffiniert war das Renommee der Stiftung, die ihren Namen ab 1948 durch die Subvention der Artemis-Goethe-Ausgabe, diesem Grundpfeiler der schweizerischen akademischen Nachkriegs-Restauration à la Emil Staiger, rechtfertigen sollte, untermauert, dass sich diesmal nur eine einzige, allerdings gepfefferte Stimme dagegen erhob.

Ein fürchterlicher Fluch

In der Rubrik «Der Pranger» nannte der Berner Journalist, Sportreiter und kompromisslose Faschismusgegner Hans Schwarz (1895-1965) am 7. Februar 1945 Bührle in der Zeitung «Nation» offen «den grössten und skrupellosesten Kriegsgewinnler unseres Landes» und erklärte: «Die Errichtung dieser Goethe-Stiftung ist eine ungeheure Herausforderung des Schweizervolks und der ganzen Welt, und die

Bereitschaft durch schweizerische Politiker ist eine schmachvolle Schande für unsere Demokratie, ihre Taufe aber auf den grössten Dichter deutscher Zunge eine Totenschändung ohne Beispiel. Diese zwei Millionen sind Blutgeld vom ersten bis zum letzten Rappen. Sie sind verächtlicheres Geld als die Beute des Diebes und die Silberlinge des Wucherers und das Gold der Hure. An ihnen klebt das Blut vieler hunderttausend Soldaten, an ihnen blinken die Tränen der Witwen und Waisen, an ihnen hängt der Fluch und die Verzweiflung der Unschuldigen, sie sind umwittert vom letzten Todesröcheln der Gemordeten. Sie sind umweht vom Leichengeruch der Massengräber und gedüngt aus den Miasmen verwesender Menschen- und Tierleiber, und sie sind bezahlt mit dem Verlust einer zweitausendjährigen Kultur und bedeckt mit dem Moderstaub geborstener Dome und verbrannter Städte und Dörfer und stolzer Paläste und armseliger Hütten.» Schwarz forderte den Bundesrat auf, die Stiftung zu beschlagnahmen und «dieses Blutgeld den Witwen und Waisen dieses Krieges zu geben». Gegen die potentiellen Empfänger aber sprach er wie ein alttestamentlicher Prophet einen fürchterlichen Fluch aus: «Wer dieses Blutgeld mit dem Nagel eines Fingers berührt, soll geächtet sein im Lande der Freien. Dem Dichter und Literaten, der die Hand ausstreckt nach diesem Geld, soll diese Hand verdorren und das Gehirn dazu, und er soll keine Ruhe finden in schlaflosen Nächten bis an sein verfluchtes Ende, und aus dem Dunkeln der Nacht sollen ihn die grossen Augen der Kinder anstarren, denen man Vater und Mutter und Heimat nahm!»*[15]
Das Schweigen, mit dem der Angriff dieses einen Mutigen landesweit beantwortet bzw. ignoriert wurde, durchbrach nur einer der Betroffenen, und auch der nur an einer eher abseitigen Stelle. Willy Stockar (1883–1953), ein der Anthroposophie nahestehender Autor und Schauspieler, der am 15.April 1943 in der «Nation» unter dem Titel «Malaise ohne Ursache!» schon für für Bührles SSV-Stiftung auf die Barrikaden gegangen war, erklärte im Februar 1945 in seiner an Redaktionen und Freunde und Bekannte verschickten Einmann-Zeitschrift «Die Funzel», dass «die Unabhängigkeit unseres Landes leider zeitweise nur durch ‚Fütterung der Bestie', die sie bedrohte», zu erhalten gewesen sei. Und der «Blutcharakter» sei diesen «absurden Kapitalien» auf «normale und nützliche Weise» nur «im Kulturschaffen» zu nehmen. «Ich persönlich, ohne mich dieser Stiftung etwa empfehlen zu wollen, würde mir den Mut zutrauen, den Fluch, der angeblich diesem Geld anhaftet, auf mich zu nehmen. Es ist mir auch schon passiert, dass ich Blutwurst verdaute, während ich an einem Roman schrieb, ohne dass dadurch Schaden entstand.»
Als der Krieg zu Ende war, bestanden also, von den übrigen Engagements einmal abgesehen, zwei Stiftungen, mit denen Emil Bührle sich als schweizerischer Kulturmäzen zu profilieren und die an Hitlers Krieg verdienten Millionen idealistisch zu verbrämen suchte. Noch aber war ihm der wirkliche Durchbruch zur Anerkennung als Kunstmäzen epochalen Zuschnitts nicht gelungen. Den sollte erst der Erweiterungsbau des Zürcher Kunsthauses bringen, dessen Realisierung Bührle nach 1945 mit immer grösserem Nachdruck vorantrieb.

Der Kunsthaus-Neubau

Nachdem der Wettbewerb von 1944, bei dem das später modifiziert realisierte Projekt der Gebrüder Pfister – ein auf den Heimplatz hinausragender pfahlbauartiger Saal – prämiert worden war, keine weiteren Folgen zeitigte, zahlte Bührle, um der Sache Tempo zu geben, 1946 nochmals zwei Millionen in den Baufonds ein. Und doch erschien die Realisierung des Projekts auch vier Jahre später noch, als das Zürcher Stimmvolk eine Erhöhung des städtischen Beitrags an das Kunsthaus ablehnte, ungewisser denn je.

1951 brachte man mit knapper Not einen befristeten Überbrückungskredit durch, und jetzt sprach Emil Bührle, ungeduldig, wie er nun war, ein eigentliches Ultimatum aus: Wenn die Arbeiten an dem Erweiterungsbau vor Ende 1954 begännen, erklärte er der Kunstgesellschaft, werde er die Kosten bis auf den letzten Rappen übernehmen, sonst aber ziehe er sein Geld zurück. Worauf die Kunsthaus-Verantwortlichen, die nicht ohne nochmalige Abstimmung bauen konnten, mit populären Ausstellungen und Gratiseintritten dermassen erfolgreich um das Zürcher Stimmvolk zu buhlen begannen, dass vor der entscheidenden Abstimmung vom 7. Februar 1954 nicht nur die Bürgerlichen, der Landesring und die SP, sondern sogar die PdA den Kunsthausneubau und die Annahme der 6 Millionen Blutgeld befürworteten.

«Ein privater Kunstfreund»

Von Blutgeld sprach in jener Abstimmungskampagne allerdings niemand, hatte die gemeinderätliche Kommission doch beschlossen, über die Person des Spenders Stillschweigen zu wahren. Die NZZ sprach von einem «privaten Kunstfreund», das «Volksrecht» vom «Mäzen E. B.», im Aufruf des überparteilichen Komitees «Abstimmung Kunsthaus», zu dem neben Emil Klöti u. a. auch NZZ-Chefredaktor Walter Bretscher, Gottlieb Duttweiler, Stadtpräsident Emil Landolt, alt Bundesrat Ernst Nobs, Karl Schmid, Oskar Wälterlin und Sigmund Widmer gehörten, war bloss von einer «grosszügigen Schenkung» die Rede, und nur der «Vorwärts» und die «Tat» setzten sich über die Abmachung hinweg und nannten den Spender, allerdings ohne die Herkunft des Geldes mit einer Silbe zu berühren, beim vollen Namen.
Die Vorlage wurde angenommen, und nachdem der Regierungsrat eine Motion zur Rettung der durch den Neubau bedrohten alten Heimplatz-Häuser für ungültig erklärt hatte, konnte am 15. November 1954, kurz vor Ablauf des Ultimatums, mit dem Bau begonnen werden.

Auch die Bührle-Sammlung sollte ins Kunsthaus

Und doch: Emil Bührles Traum sollte nur zum Teil in Erfüllung gehen. Wenn nicht alles trügt, bestand der nämlich darin, dass das Kunsthaus nicht nur das Gebäude, sondern auch dessen Inhalt aus seinen Händen entgegennehmen würde: Bührles eigene private Kunstsammlung, die er, als wolle er das ganze «absurde Kapital» in Kunstwerken ertränken und sich damit endgültig reinwaschen, ab 1951 um durchschnittlich ein Gemälde oder eine Plastik pro Woche vergrösserte.
Am 26. November 1956, in der Woche, in der das Aufrichtefest des Kunsthaus-Anbaus hätte stattfinden sollen, starb Emil Bührle völlig unerwartet im Alter von erst 66 Jahren. Witwe Charlotte Bührle-Schalk aber setzte sein Mäzenatentum unentwegt fort, indem sie zuletzt auch noch die Kosten für das ursprünglich nicht geplante Kunsthaus-Restaurant übernahm. Und die Erben, die Bührles Gemälde-Sammlung zu einem Drittel einbehielten und nur zu zwei Dritteln in eine – allerdings vom Kunsthaus unabhängige! – Stiftung überführten, boten auch Hand, um 1958 die Eröffnung des Neubaus zu einem Triumph für Emil Bührle und sein Mäzenatentum werden zu lassen.

Postum rehabilitiert?

Erstmals war da öffentlich einzusehen, welche Schätze aus allen Jahrhunderten der Oerlikoner Fabrikant aus jenem Geld erworben hatte, das ihm – zu einem beträchtlichen Teil wenigstens – die Unterstützung der mörderischen deutschen Kriegsmaschinerie

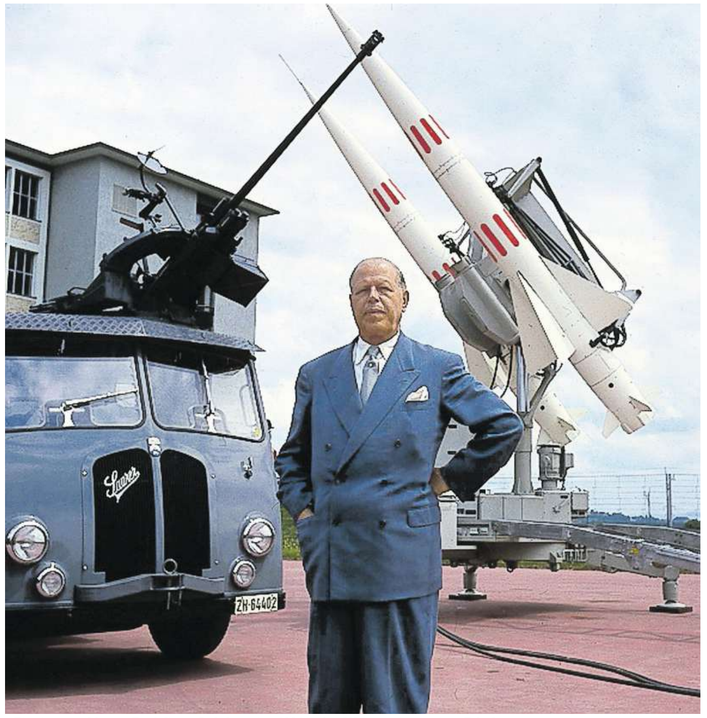
eingebracht hatte. Und in der Festschrift zu Ehren von Emil Georg Bührle, die zu diesem Anlass erschien, fand die Rehabilitation, die der Waffenfabrikant Bührle all die Jahre mit seinem Kultur-Engagement gesucht hatte, nun quasi ihren krönenden Abschluss.
Da erinnerte sich Bundesrat Philipp Etter an die gemeinsamen Jagden mit dem Verewigten – «ausser gemeinsamem Waffendienst oder gemeinsamen Bergwanderungen gibt es kaum ein anderes Erlebnis, das in gleicher Weise geeignet wäre, die Menschen einander näherzubringen, wie die Jagd» – und stilisierte dessen Kunstsammlung zu einer «geistigen Waffenschmiede», «weil in ihr Jahrhunderte schöpferischer Kraft der Begnadeten unseres Volkes sich zusammenballen und von ihr neue geistige Kräfte ausstrahlen». Da zollte Regierungsrat Vaterlaus namens der «ganzen kunstliebenden Bevölkerung» «dem aussergewöhnlichen Sammler höchste Anerkennung». Da erklärte Kunsthausdirektor Wehrli Bührles Sammlung «zu einer der bedeutendsten Privatsammlungen, nicht nur Europas», da reihte Carl Jakob Burckhardt Bührle unter jene «Seltenen» ein, die «die Freiheit gefunden haben, kulturschaffend zu wirken und zu fördern», so dass «ihre Leistung auf diesem Gebiet den Stempel der Einmaligkeit trägt». Und da liess sich der deutsche Museumsdirektor Leopold Reidemeister so weit auf die Äste hinaus, dass er Emil G. Bührle, den frühen Nietzsche-Verehrer und späteren Beförderer der deutschen Sache, schlicht als einen «Herrenmenschen» titulierte.*[16]

Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen

1958 ist aber nur scheinbar der letzte Akt jener absurden Komödie über die Bühne gegangen, in der eine ganze Stadt, fast ohne es zu merken, zur Hehlerin «des grössten und skrupellosesten Kriegsgewinnlers unseres Landes»*[16] wurde. Einsichtige wussten schon damals, dass die ganze Angelegenheit noch einmal unbeschönigt würde aufs Tapet gebracht werden müssen. «Die Aufgabe erschiene mir durchaus verlockend», antwortete z. B. Max Frisch am 24. August 1950 Direktor Huber von der Maschinenfabrik Oerlikon Bührle, als er angefragt wurde, ob er für das 50-Jahr-Firmenjubiläum von 1956 ein Festspiel schreiben wolle. «Die Herstellung von Waffen und der Verkauf von Waffen, den wir dann mit Pestalozzi-Dörflein wieder gutzumachen suchen, sind ein Thema, das mich schon lange beschäftigt . . . Ich weiss aber, dass es das Gegenteil dessen ist, was Sie, die Auftraggeber, Ihrer versammelten Arbeiterschaft und der weiteren Öffentlichkeit vorführen wollen, und kann nicht erwarten, dass Sie eine Arbeit honorieren, die mit jedem Satz, den ich meinerseits verantworten könnte, Ihnen die Fehde ansagen würde.»*[17]
Inzwischen sind bald sechzig Jahre seit dem Tod von Emil Georg Bührle vergangen, und ein weiteres Mal hat das Zürcher Stimmvolk 2012 mit grossem Mehr einem Projekt zugestimmt, das dazu dienen könnte, den Waffenfabrikanten zu rehabilitieren, indem seine Sammlung in einem bombastischen Neubau als eine Art zweites Kunsthaus zum Anziehungspunkt für Touristen aus aller Welt gemacht wird. Ob das wirklich so geschehen soll, müsste nochmals gut überlegt werden. Jedenfalls wären eine Integration der Bührle-Sammlung in den Bestand des Kunsthauses – nach sorgfältiger Überprüfung der Herkunft jedes einzelnen Bildes, versteht sich – und die Öffnung des geplanten Neubaus für die moderne Kunst des 21.Jahrhunderts eher dazu angetan, das Kapitel über Bührle und seine Versuche, sein Blutgeld als Mäzen reinzuwaschen, endgültig ad acta zu legen. Es sei denn, wir wollen riskieren, dass der Fluch, den Hans Schwarz 1945 über dieses Geld und dessen Nutzniesser ausgesprochen hat, auch noch in der zweiten und dritten Enkelgeneration weiterwirkt...

ANMERKUNGEN/FUSSNOTEN

1 Eine stark gekürzte Fassung dieses inzwischen sorgfältig überarbeiteten Aufsatzes erschien am 13.September 1997 im «Kleinen Bund», Bern.
2 Emil Bührle: «Rückblick». Werkmitteilungen der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon, Jg. 4, 1944. Wörtlich heisst es da: «Als ich im Oktober 1923 vom Erwerb der Aktien der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon hört, stand es zwar für mich und meine Frau fest, dass wir gelegentlich einmal einige Tage in die Schweiz kommen würden, in dieses von Krieg und Inflation verschont gebliebene gelobte Land, aber von einer Übersiedlung dorthin wagten wir nicht einmal zu träumen.»
*3 a. a. o.
*4 «Vom Werden meiner Sammlung». Vortrag. Zürich 1954. Neujahrsblatt 1957 der Zürcher Kunstgesellschaft.
*5 Laut der Zeitung «Freie Innerschweiz», Luzern, 18.November 1942
*6 Ute Kröger, Peter Exinger: «In welchen Zeiten leben wir!». Das Schauspielhaus Zürich 1938-1998. Limmat-Verlag, Zürich 1998, S.288/289
*7 a.a.O. S. 290
*8 Laut Brief von Emil Oprecht an Ständerat Emil Klöti vom 12.Januar 1944, zitiert nach Kröger/Exinger a.aO., S. 291
*9 a.a.O., S. 293
*10 Der Besuch Eglis bei Bührle und die Modalitäten der Gründung sind erstmals in einem Brief Eglis an Henri de Ziegler, Präsident des SSV, vom 21.August 1942 dokumentiert. Dieses Schreiben sowie Eglis Brief vom gleichen Tag an Emil Bührle befinden sich in Kopie im Archiv des SSV, das heute im Besitz des Schweizerischen Literaturarchivs in Bern ist.
*11 sämtliche Zitate laut dem Protokoll der Vorstandssitzung vom 10.September 1942, aufbewahrt im Fonds SSV des Schweizerischen Literaturarchivs, Bern.
*12 Jakobus Weidenmann, «Malaise?» in: «Die Nation», Bern, 8. 4. 1943.
*13 Kaspar Freuler in den «Glarner Nachrichten» vom 19. 2. 1944.
*14 in einem Gespräch mit dem Verfasser vom August 1997
*15 «Die Nation», Jahrgang 13, Nr. 6, Bern, 7.Februar 1945, Seite 1
*16 Alle Zitate aus: «Emil Georg Bührle, 1890-1956» : Würdigungen von Franz Meyer, René Wehrli, Alfred Schaefer, Oskar Kokoschka u.a., aus Texten von Emil Georg Bührle. Neujahrsblatt der Züricher Kunstgesellschaft 1957
*17 Hans Schwarz, «Der Pranger», a.a.O.
*18 Der Brief befindet sich in Kopie im Archiv des SSV im Schweizer Literaturarchiv in Bern.



«Ein einsamer Mann»: Emil Georg Bührle posiert 1956 in den USA vor einem seiner Fabrikate. DMITRI KESSEL / LIFE / GETTY

Das Bührle-Forschungsprojekt ist aus dem Ruder gelaufen

Zur Eröffnung des Kunsthaus-Erweiterungsbaus in Zürich soll die Geschichte des Waffenfabrikanten und Kunstsammlers Emil Georg Bührle aufgearbeitet werden. Doch das Vorhaben ist in die Kritik geraten. Nimmt nun gar die Wissenschaft Schaden?

FABIAN BAUMGARTNER, MARC TRIBELHORN

Markus Knauss sieht seine Befürchtungen bestätigt. «Stadtpräsidentin Corine Mauch gab uns ein politisches Versprechen.» Doch daran gehalten habe man sich offenbar nicht. «Es ist ein politisch nicht opportuner Versuch der Einflussnahme.» Was den grünen Zürcher Gemeinderat so in Rage versetzt, sind die Vorkommnisse rund um ein Forschungsprojekt, mit dem die Geschäfte des Waffenfabrikanten Emil Georg Bührle (1890–1956), aber auch seine Tätigkeit als Kunstsammler und Mäzen aufgearbeitet werden sollen – pünktlich zur Eröffnung des Kunsthaus-Erweiterungsbaus, der die Sammlung Bührle beherbergen wird.

Knauss hat bereits in mehreren politischen Vorstössen die historische Aufarbeitung der Sammlung Bührle thematisiert. Die Wahl von unabhängigen Historikern der Universität Zürich stelle sicher, dass von keiner Seite Einfluss auf die Ausrichtung der Forschungsarbeiten genommen werde, beschied ihm der Zürcher Stadtrat vor zweieinhalb Jahren auf eine schriftliche Anfrage hin. Und: «Der Steuerungsausschuss nimmt auf diese wissenschaftlichen Arbeiten keinen Einfluss.»

Doch genau dies machte die «Wochenzeitung» («WOZ») den Zürcher Behörden, der Bührle-Stiftung und dem mit dem Forschungsprojekt beauftragten Geschichtsprofessor Matthieu Leimgruber kürzlich zum Vorwurf. Unter dem Titel «Bührle wird beschönigt» berichtete das Blatt, es seien vonseiten der Stadt und der Bührle-Stiftung «verharmlosende» Änderungsvorschläge eingebracht worden, die Leimgruber übernommen habe.

Simon Teuscher, Co-Vorsteher des Historischen Seminars an der Universität Zürich, verteidigte daraufhin den Forschungsbericht in einem NZZ-Interview. Von Zensur und dunklen Machenschaften könne keine Rede sein. Leimgruber habe manchmal Reizwörter durch präzisere Umschreibungen ersetzt. «Das ist dann nicht immer so aufregend, aber für einen wissenschaftlichen Bericht durchaus adäquat.» Zudem sei es in der Auftragsforschung sehr verbreitet, Einwände der Auftraggeber anzuhören und sie aufzunehmen, sofern Passagen zum Beispiel missverstanden werden könnten.

Schlüsselbegriffe geopfert?

Dieser Darstellung widerspricht nun Erich Keller vehement. Der Historiker leistete den Grossteil der Forschungsarbeit zu Bührle, stieg jedoch im Frühjahr vorzeitig aus dem Projekt aus. Durch die Eingriffe des Steuerungsausschusses werde die Forschungsfreiheit missachtet, kritisiert er. Er könne und wolle deshalb nicht mit seinem Namen für eine Studie stehen, die nicht Ergebnis einer offenen Forschung sei. «Schlüsselbegriffe wie Zwangsarbeit, Antisemitismus oder Freikorps sind einfach dem Rotstift zum Opfer gefallen.» Für Keller ist deshalb klar: «Man möchte die Sammlung im Erweiterungsbau offenbar präsentieren, ohne dass diese Begriffe herumschwirren.» Es wäre seiner Meinung nach klare Aufgabe der Projektleitung, sich gegen Druckversuche der Auftraggeber zu verwahren.

Laut Keller ist es nämlich nicht beim Ersetzen von einigen Reizwörtern durch präzisere Umschreibungen geblieben.

> «Es kann doch nicht sein, dass Befunde auf Geheiss der Auftraggeber weichgespült werden.»
>
> **Georg Kreis**
> Historiker

Vielmehr seien ganze Abschnitte verändert oder gleich weggelassen worden. Zum Beispiel beim Thema Antisemitismus. Im Archiv für Zeitgeschichte entdeckten die Forscher einen Brief, den Bührle der Satirezeitschrift «Nebelspalter» gesandt hatte. Bührle beschwerte sich darin, dass ihn ein Karikaturist schlafend zwischen Geldsäcken gezeichnet habe. Er schrieb, die Zeichnung stamme aus der «Rumpelkammer des Marxismus». Der «Nebelspalter» solle besser in Bührles Fabrik nach Oerlikon kommen, «vielleicht vergeht dir dann die fratzenhafte jüdische Vorstellung, die du von einem Industriellen zu haben scheinst».

Keller, der mit einer Studie zur jüdischen Geschichte promovierte, sagt, die Verbindung von Marxismus und Judentum sei zu Bührles Zeit ein virulenter Topos gewesen. Die Quelle sei eindeutig, weshalb er Bührles Wortwahl als «antisemitischen Ausfall» bezeichnet habe. Er widerspricht damit auch Simon Teuscher, der die Änderung von Forschungsleiter Leimgruber mit dem Argument verteidigte, die Quelle sei nicht zweifelsfrei zu interpretieren. Gestrichen wurde die Textstelle notabene auf Anregung von Lukas Gloor, dem Direktor der Stiftung Bührle. «Es wurde aber nicht nur der Begriff Antisemitismus gestrichen, sondern auch die Erklärung, warum die Formulierung Bührles als antisemitisch zu interpretieren sei», sagt Keller verärgert.

Gutachter prüfen Vorwürfe

Das «problematische Vorgehen» zeigt sich laut dem Historiker auch an anderen Stellen, etwa beim Thema Zwangsarbeit. Ein Abschnitt zur Frage, wie Bührle von Zwangsarbeit in der deutschen Tochtergesellschaft Ikaria profitiert hatte, wurde auf Vorschlag von Peter Haerle, dem Kulturdirektor der Stadt Zürich, ebenfalls empfindlich gekürzt. Dies betrifft die Frage, was Bührle von dem NS-Frauenlager wusste, deren Insassinnen zur Produktion von Oerlikon-Bührle-Maschinenkanonen gezwungen wurden. Gestrichen worden sei ebenso, allem Anschein nach von Leimgruber selbst, die Feststellung, es sei unstrittig, dass somit auch Gelder aus Nazi-Zwangsarbeit in der Kunstsammlung steckten, erklärt Keller. Seine Kritik an den Eingriffen hat bereits Wirkung gezeigt. Die Universität Zürich lässt nun die strittigen Passagen im Forschungsbericht von zwei externen Gutachtern überprüfen.

Doch wie üblich ist es, fachfremden Auftraggebern den Studienentwurf integral zu unterbreiten, Kommentare entgegenzunehmen und einzuarbeiten? Der emeritierte Basler Geschichtsprofessor Georg Kreis betont auf Anfrage, dass dies durchaus verbreitet sei. «Aber nur in der privaten Auftragsforschung, sicher nicht bei Forschungsprojekten, deren Raison d'être und Reputation davon leben, dass sie in völliger Unabhängigkeit erarbeitet worden sind.»

Historiker Kreis hat reiche Erfahrung in diesem Feld. Im Auftrag des Bundes erforschte er im Zuge des Fichen-Skandals den eidgenössischen Staatsschutz und später die Beziehungen der Schweiz zum Apartheidregime in Südafrika, ausserdem war er Mitglied der Bergier-Kommission. «Bei all diesen Projekten gaben wir unseren politischen Auftraggebern keine Ergebnisse in die Vernehmlassung. Und es redete uns auch niemand drein.» Für Kreis droht im Bührle-Beispiel eine Beschädigung der Wissenschaft und der Universität: «Es kann doch nicht sein, dass Befunde auf Geheiss der Auftraggeber weichgespült werden, indem kontaminierte Begriffe einfach weggelassen werden.» Es sei daher richtig, dass den Vorwürfen Kellers an der Universität Zürich minuziös nachgegangen werde. Druckversuche der Auftraggeber seien das eine, solchen – trotz soliden Quellenbefunden – nachzugeben, das andere.

Nervosität hinter den Kulissen

Von einem Eingriff in die Forschungsfreiheit will man bei der Stadt Zürich indes nichts wissen. Die Auftraggeber hätten keine Änderungen am Forschungsbericht vorgenommen, sagt Lukas Wigger, Sprecher des Präsidialdepartements, auf Anfrage. Kulturdirektor Haerle habe lediglich auf Textstellen hingewiesen, die aus seiner Sicht entweder zu wenig belegt seien oder einer zusätzlichen Begründung bedürften. Dies sei als Anregung gedacht gewesen. «Ob die Autoren sie übernehmen oder nicht, bleibt immer ihr Entscheid.» Es sei zudem ein gängiges Vorgehen, dass der Auftraggeber, der auch für die Finanzierung aufkomme, über den Fortschritt der Forschungsarbeiten informiert werde, zumal sich die Abgabe des Berichts um ein Jahr verzögert habe. Klar ist laut Wigger, dass der Bericht dereinst veröffentlicht werden soll. Doch: «Ein Datum können wir nicht nennen.» Zurzeit laufe ja noch die von der Universität in Auftrag gegebene Untersuchung. «Der weitere Zeitplan hängt auch vom Resultat dieser Gutachten ab.» Lukas Gloor, Direktor der Stiftung Bührle, möchte sich erst zum Bericht äussern, wenn er vorliegt.

Hinter den Kulissen hat die Kritik des ehemaligen Projektmitarbeiters Keller aber für einige Nervosität gesorgt. Von einer «verkachelten Situation» und von «Schadensbegrenzung» ist dem Vernehmen nach die Rede. Und: Es wurde von Behördenseite versucht, die Wogen zu glätten und Keller vom Gang an die Öffentlichkeit abzubringen, auch mittels Kontaktaufnahme zu Personen aus seinem Umfeld. «Seiner Reputation als Historiker, der auf Aufträge angewiesen ist, würde ein solcher Streit kaum nützen», schreibt ein Kommunikationsbeauftragter von Regierungsrätin Jacqueline Fehr (die im Steuerungsausschuss sitzt) in einer Mail, die der NZZ vorliegt.

Der Grüne Markus Knauss nahm die Querelen am Mittwochabend zum Anlass für eine Fraktionserklärung im Zürcher Gemeinderat: «Politisch ist eine solche Einflussnahme für uns absolut inakzeptabel.» Doch nun muss zunächst einmal die Universität Zürich klären, ob eine unzulässige Einflussnahme durch den Steuerungsausschuss stattgefunden hat.

Der Parvenü wurde mit Waffendeals zum reichsten Schweizer

Der Industrielle Emil Georg Bührle, der die Nazis mit Kanonen belieferte, war ein Kunstfreund und Mäzen – bis heute bleibt er eine umstrittene Persönlichkeit

MARC TRIBELHORN

Es war einmal ein schöngeistiger deutscher Kunsthistoriker, der an seiner Dissertation arbeitete. Dann kam der Erste Weltkrieg – und führte den jungen Emil Georg Bührle als Soldat auf die Schlachtfelder in Frankreich, Russland, Rumänien. «Vier Jahre an der Front machten aus einem wirklichkeitsfremden Ästheten und Philosophen einen Menschen, der sich gewöhnte, rauen Tatsachen nüchtern ins Auge zu schauen, rasche Entschlüsse zu fassen, zu handeln und Verantwortung für andere zu tragen.» So erinnerte sich Bührle Jahrzehnte später, als er es in der kleinen Schweiz längst zu grosser, wenn auch zweifelhafter Berühmtheit gebracht hatte: als Grossindustrieller, als «Kanonenkönig», als Kunstsammler, als reichster Mann des Landes.

Heftige Polemiken

Bis heute bleibt die Persönlichkeit dieses Parvenüs rätselhaft. Er scheute zeitlebens zu viel Publizität; «ein einsamer Mann» sei er gewesen, konstatierte der Maler Oskar Kokoschka, der mit ihm bekannt war. Nur wenige öffentlich zugängliche Zeugnisse lassen Rückschlüsse auf Bührles Weltanschauung und Werthaltungen zu. Seine Geschäfte mit Waffen, aber auch seine private Kunstsammlung waren schon früh Gegenstand heftiger Polemiken, vor allem von links. Moral und Ethik scheinen für viele als Kompass unumgänglich bei der Betrachtung eines Manns, der mit dem Verkauf von Rüstungsgütern an die Nazis exorbitante Summen verdiente. Und der sie dann auf dem Kunstmarkt einsetzte, auf dem viele Gemälde wegen Hitlers Kriegs- und Raubzügen überhaupt erst zu haben waren.

Geboren wurde Emil Georg Bührle 1890 als Sohn eines Beamten in Pforzheim. Er studierte in Freiburg, München und Berlin, wurde in die Armee eingezogen, gehörte nach Kriegsende einem Freikorps an und trat 1919 in die Magdeburger Werkzeugmaschinenfabrik ein. Schon damals hatte er ein untrügliches Gespür für sich bietende Chancen. Er heiratete in eine Bankiersfamilie ein und siedelte 1924 in die Schweiz über, um im Auftrag seines Arbeitgebers die marode Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon (WO) zu sanieren. Solche Übernahmen im Ausland dienten der deutschen Industrie dazu, sich trotz Restriktionen durch den Versailler Friedensvertrag den Zugang zu Rüstungstechnik zu sichern.

Weil das Geschäft mit Werkzeugmaschinen in den 1920er Jahren ohnehin darbte, setzte Bührle in Oerlikon auf den Verkauf einer immer weiter entwickelten 20-mm-Flabkanone, die er samt Munition und Zubehör bald in die halbe Welt exportierte. Er war ein Geschäftsmann ohne Skrupel. Was der Kunde wollte, bekam er geliefert, selbst wenn Embargos umgangen werden mussten. Dass Waffen lukrativ sein würden, war Bührle früh klar. Der ehemalige Frontkämpfer, der Oswald Spenglers «Untergang des Abendlandes» genau studiert hatte, wusste, wie dünn der Firnis der Zivilisation war.

Profiteur und Sündenbock

Mit dem Geld des Schwiegervaters wurde Bührle 1929 Mehrheitsaktionär der WO, 1937 alleiniger Inhaber. Im gleichen Jahr erhielt er das Schweizer Bürgerrecht, obwohl bemängelt wurde: «Mundartlich ist Bührle nicht vollständig angepasst.» Im Zweiten Weltkrieg avancierte seine WO nicht nur zu einer Waffenschmiede Hitlers, sondern auch zu einem wichtigen Element der schweizerischen Aussenpolitik, vor allem zwischen 1940 und 1944, als das Land von den Achsenmächten umzingelt war. 1940 hiess es in einem Sitzungsprotokoll des Bundesrats und der Delegation für Wirtschaftsverhandlungen, man habe «alle Hebel in Bewegung gesetzt, um eine Förderung des Exportes nach Deutschland auf der ganzen Linie herbeizuführen». Damit nahm die politische Führung bewusst in Kauf, dass die Neutralität verletzt wurde und der Schweizer Armee weiterhin wichtige Abwehrwaffen fehlten, während sich Bührle im Nachbarland ein Vermögen schuf – aber für die Eidgenossen eben auch Goodwill.

Die WO zeichnete in dieser Zeit verantwortlich für zwei Drittel der gesamten Schweizer Kriegsmaterialausfuhr an die Achsenmächte. Sie wickelte Geschäfte im Wert von rund einer halben Milliarde Schweizerfranken ab. Das war zwar beträchtlich, angesichts der gigantischen Rüstungsindustrie der Nazis aber quantitativ und qualitativ unbedeutend. Emil Georg Bührles Vermögen stieg in den Kriegsjahren sprunghaft an – von 8,5 Millionen auf 170,7 Millionen Franken –, was ihn an die Spitze der Vermögenden des Landes katapultierte. Die Alliierten setzten die Firma des «Nazi friend» auf die schwarze Liste; im Inland wurde er als «grösster und skrupellosester Kriegsgewinnler» angefeindet. Bührle war Profiteur und Sündenbock zugleich. Moralisch verwerflich fand er seine Waffengeschäfte nicht: «Man muss die Menschen nehmen, wie sie sind. Seitdem es Menschen gibt, haben sie aufeinander losgeschlagen. Heute sind sie in dieser Kunst bloss erfinderischer geworden», erklärte er 1942 der «Gazette de Lausanne».

> Was der Kunde wollte, bekam er geliefert, selbst wenn Embargos umgangen werden mussten.

Der erzbürgerlich-konservative und antikommunistische Industrielle war zwar kein Anhänger der Nazis. Er pflegte aber während des Kriegs rege Kontakte zu hohen Funktionären des «Dritten Reichs» und half einigen bei der Flucht, als die Waffen schwiegen. Den SS-Rottenführer Heinz Stölzel, der in Peenemünde an den geheimnisumwitterten V-Raketen gearbeitet hatte, stellte er im eigenen Betrieb ein.

Nach 1945 folgten für Bührle zwar weniger lukrative Jahre. Doch als der Kalte Krieg 1950 in Korea richtig Fahrt aufnahm, war Bührle wieder zur Stelle – und gefragt: Die Amerikaner bestellten bei ihm 240 000 Raketen des Typs «Pulver», die auch sowjetische Panzerungen durchschlugen. Um den neutralitätspolitisch brisanten Deal beim Bundesrat durchzubringen, schreckte Bührle auch nicht vor Drohungen zurück: Er müsse sonst 1000 Arbeiter entlassen.

Kaufen, was gefällt

Mit seinem immensen Vermögen baute Bührle en passant eine der bedeutendsten privaten Kunstsammlungen der Welt auf – «die Vergeistigung des Wirtschaftlichen», wie es sein Jagdkollege, der katholisch-konservative Bundesrat Philipp Etter, einmal formulierte. 1934 hatte Bührle eine erste Degas-Zeichnung und ein Renoir-Stillleben gekauft. Es folgten Gemälde von Monet, Manet, Gauguin, van Gogh, Cézanne und weiteren Grossmeistern des Impressionismus. Wenn ihm etwas gefiel, griff er zu – auch dort, wo Sammlerkonkurrenten wie der Winterthurer Oskar Reinhart mit gutem Grund zurückschreckten. Und so erwarb Bührle während des Zweiten Weltkriegs auch Werke, welche die meist jüdischen Vorbesitzer in existenzieller Not hatten verkaufen müssen. Dreizehn Bilder kaufte er aus nachweislich geraubten Beständen und musste sie später zurückgeben. Bührle wollte von der dunklen Herkunft der Gemälde nichts gewusst haben und berief sich beim Raubgutprozess 1948 vor Bundesgericht auf seine Gutgläubigkeit. Den Grossteil seiner über 600 Werke umfassenden Sammlung erwarb er indes später auf dem internationalen Kunstmarkt in New York, London und Paris.

In der Schweiz inszenierte sich Bührle als Förderer der Kultur, gründete Stiftungen oder finanzierte mit 4 Millionen Franken einen neuen Ausstellungstrakt des Zürcher Kunsthauses, der 1958 eröffnet wurde. Sein Mäzenatentum löste gemischte Gefühle aus. Die Linke ätzte über das «Blutgeld» und die Versuche Bührles, sich «reinzuwaschen». Die Bürgerlichen verdankten das Engagement des weltberühmten Grossindustriellen gerne, auch wenn die alteingesessenen Zürcher Familien den Aufsteiger aus Deutschland nie richtig akzeptierten. Den von der Universität Zürich in Aussicht gestellten Ehrendoktortitel erhielt er nie, er wurde nie in eine Zunft aufgenommen, war nie am Sechseläuten eingeladen. Vor Wirtschaftsführern sprach er kurz vor seinem Tod mit bitterem Unterton: «Es scheint mir immer paradox, dass man den Soldaten ehrt, aber den, der die Waffen erzeugt, diskriminiert.»

Emil Georg Bührle starb 66-jährig im November 1956 bei der Arbeit – an Herzversagen.

Thomas Buomberger, Guido Magnaguagno (Hg.), Schwarzbuch Bührle: Raubkunst für das Kunsthaus Zürich? Zürich 2015.

Daniel Heller. Zwischen Unternehmertum, Politik und Überleben. Emil G. Bührle und die Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon, Bührle & Co. 1924 bis 1945. Frauenfeld 2002.

Ein grosser Zeitzeuge der Shoah

Gabor Hirsch ist im Alter von 91 Jahren gestorben

ANITA WINTER

Beruflich war Gabor Hirsch ein erfolgreicher Elektroingenieur; seine eigentliche Berufung erwuchs aber aus seiner Rolle als Zeitzeuge des Holocaust: Der Gründer der Kontaktstelle für Überlebende berichtete bis kurz vor seinem Tod in tief beeindruckender Art und Weise über seine Erinnerungen an den Holocaust. Er hatte das Schlimmste überlebt. Seine Berichte waren nüchtern und erreichten gerade deshalb eindrücklich seine Zuhörerinnen und Zuhörer.

Die letzte Erinnerung an seine Mutter ist beispielhaft für die Art, wie Gabor über seine schrecklichen Erlebnisse berichtete: «In Auschwitz arbeitete ich einmal hinter dem Frauenlager – wir mussten Grasziegel stechen. Ich wollte meine Mutter nochmals sehen und hatte ihr extra meine Portion Brot mitgebracht. Tatsächlich konnten wir nochmals ein paar Worte miteinander wechseln. Aber mein Brot konnte ich ihr nicht geben. Stattdessen gab sie mir ihre Portion Brot. Das war das letzte Mal, dass ich meine Mutter gesehen habe.»

Gabor Hirsch
Gründer der Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust

Einfache, klare Worte

Mit dieser Art der nüchternen Beschreibung wurde Gabor Hirsch zu einer markanten Stimme gegen das Vergessen in unserem Land. Ich erinnere mich an den letzten grossen Auftritt des Holocaust-Überlebenden vor Schülerinnen und Schülern im März dieses Jahres: Ich begleitete ihn an jenem Tag und beobachtete, wie er vor Hunderten von Schülern sprach. Er fesselte sie mit seiner direkten, authentischen Erzählweise: Während er den Alltag in Auschwitz beschrieb, krempelte er plötzlich die Ärmel hoch, um seine eintätowierte Häftlingsnummer B-14 781 zu zeigen.

Die tiefe Betroffenheit der jungen Zuhörerinnen und Zuhörer war im Saal deutlich zu spüren. Mit einfachen, klaren Worten berichtete er von den Schrecken der Shoah, davon, wie er entrechtet und gedemütigt wurde, aber auch davon, wie er den Holocaust überlebte und danach weiterlebte.

Solche Vorträge in Schulen oder Universitäten hielt er bis kurz vor seinem Tod: Unermüdlich berichtete er als einer der letzten Zeitzeugen über diese furchtbare Ära – auch aus Verpflichtung gegenüber den Millionen Menschen, die nicht mehr sprechen können. Diese Unermüdlichkeit legte die Grundlage für seine Bedeutung in der Schweiz. Nur wenige Überlebende können heute noch über die Naziherrschaft erzählen.

Der gebürtige Ungar wurde deshalb zu einem unersetzbaren Botschafter. Eine Stimme gegen das Vergessen. Gabor Hirsch war davon überzeugt, dass die Erinnerung und das weitergegebene Wissen präsent bleiben müssen: Nur dann würde sich die Geschichte nicht wiederholen. Und deshalb nahm er die grosse Arbeit des unermüdlichen Aufklärers auf sich – und zwar vor und mit allen Generationen.

«Mit uns reden»

Genauso wie er vor jungen Menschen sprechen konnte, vermochte er auch gegenüber Politikern aufzutreten: Am 19. Januar empfing Bundespräsidentin Sommaruga Überlebende des Holocaust für einen persönlichen Austausch zu einem Mittagessen in Bern. Während dieser Begegnung formulierte Gabor Hirsch einen Satz, den wir alle nicht vergessen sollten: «Man soll nicht über uns, sondern mit uns reden.» Dieses «mit uns reden» wird aber immer schwieriger, weil die Zahl der Zeitzeugen immer kleiner wird.

Wir können Gabor Hirsch nicht genug dafür dankbar sein, dass er jahrelang die Kraft aufbrachte, uns über seine Erfahrungen und Erinnerungen zu berichten – Erinnerungen, die manchmal fast nicht in Worte zu fassen sind. Auch deshalb kann seine Lebensleistung nicht hoch genug geschätzt werden. Der Tod von Gabor Hirsch erinnert daran, dass die Verantwortung, die Erinnerungen an den Holocaust wachzuhalten, immer mehr von den nachwachsenden Generationen übernommen werden muss.

Gabor Hirsch wollte die Menschen vor den Gefahren von Rechtsextremismus und Rassismus warnen und darauf hinweisen, wohin solche Tendenzen führen können. Er trat unermüdlich für den Rechtsstaat und eine starke Demokratie ein. Diese Arbeit muss nun ohne ihn weitergeführt werden. Gabor Hirschs Erbe verpflichtet. Wir haben einen herzensguten Menschen, Freund, Lehrer und Mentor verloren, den alle, die ihm begegnet sind, nie vergessen werden.

Anita Winter ist die Gründerin und Präsidentin der Gamaraal-Stiftung.

Maskenpflicht in Zürcher Bars und Klubs

Die Branche fühlt sich von der Regierung übergangen

lkp. · Die Zürcher Bar- und Club-Kommission (BCK) hat am Mittwochnachmittag eine Maskenpflicht in den Klubs bei Anlässen mit mehr als 100 Personen verkündet. Gesichtsmasken stünden den Gästen vor Ort zur Verfügung, dürften aber gerne von diesen selbst mitgebracht werden, heisst es im Communiqué. Bei renitenten Gästen werde, genau wie im öffentlichen Verkehr oder im Verkaufsgeschäft, die Polizei zur Durchsetzung hinzugezogen.

Die Klubs fühlen sich vom Regierungsrat übergangen: «Einmal mehr werden die Zürcher Klubs und Bars vor vollendete Tatsachen gestellt, ohne dass in irgendeiner Weise ein Austausch im Vorfeld gesucht worden ist», schreibt die BCK. Die Kommission sei vom Vorgehen des Regierungsrates enttäuscht, zumal sie verschiedentlich Hand zur Zusammenarbeit geboten habe. «Aufgrund der desaströsen finanziellen Situation, in der sich viele Nachtunternehmen befinden, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als auch diese Challenge äusserst kurzfristig anzunehmen und umzusetzen», schreibt die BCK weiter. Die verschärften Massnahmen stellten die Nachtkulturunternehmen vor grosse Herausforderungen. Erst die Erfahrungen der nächsten Wochen würden zeigen, welche wirtschaftlichen Folgen diese Verschärfung mit sich bringt.

Bereits Ende Juli hatte der BCK-Geschäftsführer Alexander Bücheli in Aussicht gestellt, dass ohne staatliche Unterstützung die Hälfte der Zürcher Klubs im Herbst schliesse müsse. «Die Betriebe warten immer noch auf das im März versprochene Geld für die Ausfallentschädigung von Kulturunternehmen», heisst es im aktuellen Communiqué. «Es braucht nun zusätzliche finanzielle Unterstützung durch den Kanton und die Stadt Zürich, um die kulturelle Vielfalt und Arbeitsplätze zu sichern.»

LUNCH

Himmlischer Hummerschwanz

Urs Bühler · So manche sehnen sich nun besonders nach dem Süden, ob sie jetzt soeben von dort aus den Ferien zurückgekehrt sind oder in diesem seltsamen Jahr ganz auf eine Reise verzichtet haben. Immerhin gibt es in Zürich ein paar Trostpflaster, die ihre Wirkung direkt im Gaumen entfalten. Und wir meinen diesmal nicht Gelati, deren Saison am Ausklingen ist, sondern kunstvoll gefertigte «Hummerschwänze»!

Den in und um Neapel erhältlichen Aragoste ebenbürtig sind nämlich jene der Konditorei Caredda, die an der Josefstrasse seit 22 Jahren süditalienische Zuckerbäckerkunst zelebriert: Man beisst hinein in die krachende Blätterteighülle, dann stösst die Zunge zur Patisseriecrème von luftigster Zartheit vor – eine unvergleichliche Kombination aus Widerstand und Sanftmut.

Paolo Caredda übt das Handwerk als Vertreter der siebten Generation aus und hat die Grundlagen in der elterlichen Konditorei auf Ischia erlernt. Vor Jahrzehnten kam er als blutjunger Saisonnier in die Schweiz, wo er sich 1998 nach Lehr- und Wanderjahren selbständig machte im Zürcher Kreis 5, damals wahrlich noch kein In-Quartier. Bald waren seine Spezialitäten in aller Munde. Inzwischen trottet die Karawane trendigeren Angeboten hinterher, die rundherum aus dem Boden geschossen sind, doch der Zuckerbäcker hält tapfer die Stellung. Vor einigen Jahren wurde der Versuch einer Expansion in den gehobenen Kreis 1 abgebrochen, und es gab ein juristisches Intermezzo, das man mit Sinn für Klischees als typisch neapolitanisch hätte werten können.

Mittlerweile geht der Patron gegen die sechzig zu, und er spaziert bei unserem Besuch am Sonntagmittag im Arbeitsgewand durchs Lokal. Dieses ist wie der angrenzende Verkaufsladen tagtäglich ab dem frühen Morgen geöffnet und wie so viele Pendants in seinem Herkunftsland ohne Anbiederung an den Zeitgeist gealtert, in dieser Mischung aus leicht vernachlässigtem Interieur und himmlischen Produkten. Modelle der prächtig verzierten Hochzeitstorten, für die Caredda ebenfalls bekannt ist, führen ein etwas tristes Dasein im Schaufenster.

Wir setzen uns auf dem Boulevard vor dem Café an eines der Kunststofftischchen, die Marmor zu imitieren versuchen. Für Hungrige gibt es werktags Pasta, auch zum Mitnehmen (Fr. 14.50), aber wir sind halt verrückt nach Süssem. Und die Vitrinen im Laden, der etwa auch feinste Butterzöpfe bereithält, sind voll von diesen hausgemachten Köstlichkeiten nach neapolitanischer und sizilianischer Tradition – von Marzipanfrüchten bis zu den Cannoli, deren Ricottafüllung hier so erstklassig ist wie in Sizilien. Und neben den Sfogliatelle, den an Muschel erinnernden Artverwandten, türmen sich eben diese wunderschönen Aragoste des Hauses (erhältlich übrigens donnerstags bis samstags auch im Jelmoli-Food-Market an der Bahnhofstrasse).

Bei einem frühmorgendlichen Besuch in Careddas Backstube konnte sich der Schreiber vor Jahren schon von der nötigen Könnerschaft überzeugen, über die selbst in Napoli nur wenige Dutzend Konditoren verfügen sollen. Kurz ist die Zutatenliste des Blätterteigs, dünn wie Papier gewalzt und dann Blatt für Blatt mit Butter bestrichen, geschichtet und gekühlt. Zuletzt wird er bei Raumtemperatur gerollt, wobei die Aussenfläche die typischen Schuppen bildet, und dann spiralenförmig auseinandergezogen. Bei 230 Grad wächst das Gebilde im Ofen um das Dreifache und erinnert bald verblüffend an den archaischen Panzer der namengebenden Schalentiere. Dazu schlürft man einen richtigen Espresso (Fr. 4.40) und taucht in Erinnerungen ab.

Caredda, Josefstr. 119, 8005 Zürich.